

**MALTE WELDING**  
**VERSIEBT,**  
**VERKACKT,**  
**VERHEIRATET**

**VOM LEBEN  
NACH DEM  
HAPPY END**



**OF**

**MALTE WELDING**  
**VERSIEBT,**  
**VERKACKT,**  
**VERHEIRATET**

**VOM LEBEN  
NACH DEM  
HAPPY END**



**OF**

# PIPER DIGITAL

die eBook-Labels von Piper

Unsere vier Digitallabels bieten Lesestoff für jede  
Lesestimmung!



Für Leserinnen und Leser, die wissen, was sie wollen.

Mehr unter [www.piper.de/piper-digital](http://www.piper.de/piper-digital)

Abdruck der Zitate in den Kapiteln »67 Tage plus«, »Angstrasen (Tag 25)« und »Postparadiesisch« erfolgt mit freundlicher Genehmigung der deutschsprachigen Originalverlage:  
Steve Tesich, »Ein letzter Sommer«. Kein & Aber Verlag Zürich–Berlin, 2. Auflage 2005.  
Ernst Jünger. Sämtliche Werke. Band 5. Siebzig verweht II. Klett-Cotta, Stuttgart 1982.  
Veza und Elias Canetti, »Briefe an Georges«. © 2006 Carl Hanser Verlag München

ISBN 978-3-492-98113-2

© für diese Ausgabe: Fahrenheitbooks, ein Imprint der Piper Verlag GmbH, München 2014

© Piper Verlag GmbH, München 2012

Covergestaltung: FAVORITBUERO, München

Covermotiv: © Michele Paccione / Shutterstock.com

Datenkonvertierung: CPI books GmbH, Leck

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe

1. Auflage 2012

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich Fahrenheitbooks die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

# Ein seltsames Spiel

*»Das Verhalten von Liebenden wandelt sich wie der Mond und ist so wenig vorherzusagen wie das Wetter.«*

PETER SCHUSTER, KARL SIGMUND, »COYNESS, PHILANDERING AND STABLE STRATEGIES«

Das schönste Happy End, das ich jemals erlebt habe, war das von Roman und Mia. Nach vielem Hin und Her bekam der charmant-verdruckste Held endlich die Frau, die er schon den ganzen Film über geliebt hatte. Zig Fehlritte hatte es gegeben, verpasste Gelegenheiten und seltsames Zeug, das so nur Roman passieren konnte. Und dann saßen sie da als Mann und Frau, vereint in Glückseligkeit. Was für eine Hochzeit! Mias Mutter machte Fotos, »Haltet doch mal still!« Im Hintergrund Romans Eltern, strahlend wie zwei Highschool-Sweethearts, davor Romans kleiner Bruder Paul, der seine verträumt schauende Freundin Greta an sich zieht, und Ben, der jüngste der drei Brüder, der gerade seiner kichernden Freundin Julia etwas ins Ohr flüstert.

Und Mia und Roman küssten sich, als wäre es das erste Mal.

Drei blendend aussehende Brüder mit ihren großen Lieben. So viel Zukunft war nie. Bald würden die beiden Jüngeren auch noch heiraten, Paul und Ben, und alle würden miteinander Topfschlagen spielen bis an ihr Lebensende. Kinder! Yoga! Kamin!

Und mittendrin ich, der gerade ein Buch über eine vereinsamende Gesellschaft geschrieben hatte. Es wurde viel gelacht, besonders über mich, es wurde viel getrunken, gesungen, getanzt und geknutscht.

Das war das Happy End. Abspann, Geigen.

Raus in die Wirklichkeit.

Romans und Mias Hochzeit ist jetzt anderthalb Jahre her.

In diesem Buch werden wir (und ich spreche hier nicht zufällig im Notaufnahme-Wir) uns über diese drei Paare beugen (wenn noch etwas Zeit bleibt, dann auch noch über Pauls besten Freund Jimo, da gibt es immer Stoff). Wir wollen versuchen zu verstehen, was nach dem glücklichen Ende geschehen ist.

Mein ganzes bisheriges Leben ist parallel zu dem der drei Brüder verlaufen. Roman war in meiner Klasse, wir waren nicht beste Freunde, aber wir sind miteinander ausgekommen. Mit 13 hätte ich sehr gern mit seiner Mutter geschlafen oder sie zumindest nackt gesehen, was für mich damals allerdings nicht sonderlich speziell war, ich konnte mich gerade mal zurückhalten, nicht meine eigene Mutter nackt sehen zu wollen. Nach dem Abi zogen Roman und ich von Aachen erst nach Bonn, wo wir schon etwas mehr miteinander unternahmen (ich wollte auch nicht mehr so dringend mit seiner Mutter schlafen – wäre aber dazu bereit gewesen, wenn sich die Gelegenheit ergeben hätte), wobei es ihm gelang, der einzige Soziologiestudent zu sein, der besser und vor allem dezenter angezogen war als meine Juraprofessoren. Und schließlich, nachdem ich mein Studium abgebrochen und er seins natürlich ganz fabelhaft abgeschlossen hatte, zogen wir von Bonn nach Berlin und wurden so etwas wie beste Freunde oder zumindest: älteste Freunde. Mit seiner Mutter würde ich jetzt nicht mehr schlafen, versprochen, Roman.

Exakt dieselbe Route von Aachen über Bonn nach Berlin nahmen auch Ben und Paul. Paul studierte wie ich Jura, allerdings mit sensationell geringem Engagement. Paul rief schon in der 5. Klasse nach einer strittigen Szene beim Pausenfußball: »Schiedsrichterball!« Sein Lieblingsergebnis bei großen Turnieren war damals angeblich Unentschieden, weil ihn die enttäuschten Gesichter der Verlierer so sehr grämten. Na gut, da war er noch sehr klein, aber der Ruf des Unentschiedenen hängt ihm bis heute nach.

Paul ging durch sein Leben, als würde er das eines anderen führen, seine Freundinnen tauchten so zufällig an seiner Seite auf, wie das Wetter von einem auf den anderen Tag wechseln konnte, nie hatte man den Eindruck, er würde sich seine Partnerinnen aussuchen, oder auch nur: Er würde sich überhaupt etwas aussuchen. Ein Mann ohne Leidenschaften.

Paul studierte Jura, weil nichts dagegensprach, und man kann sich meine Verwunderung vorstellen, als er vor mir fertig wurde.

Ben, der jüngste der drei Brüder, studierte Architektur. Zu den Vorlesungen kam er zu spät oder gar nicht, seine Projekte reichte er zu spät oder nur unvollständig ein und bekam trotzdem die beste Note. Ben muss man lieben, um ihn nicht zu hassen, was eigentlich nur geht, wenn man ihn schon gekannt hat, als er noch kniehoch war und mit einem viel zu großen Brötchen in der Hand hinfiel, weil er gegen einen Ball treten wollte.

Jimo nicht zu hassen fällt fast noch schwerer, schließlich ist er Schriftsteller, und seine Freundin, die aus einem mir nicht bekannten Grund alle Lala nannten, ist ein Original-Top-Model aus Eritrea, also nicht so ein Fernseh-Top-Model, sondern richtig mit Laufsteg und Lagerfeld-Entzücken, und natürlich auch nicht Model IN Eritrea, sondern Paris!, Milano!, Dings! und Düsseldorf. Man kann einem anderen Mann normalerweise kaum verzeihen, dass der ein Top-Model regelmäßig aus der Nähe nackt sehen darf, aber bei Jimo ist man überraschenderweise schnell milde gestimmt.

Jimo haftete nicht nur von jeher eine Aura des ständigen Verlusts an, sodass man sich in seiner Nähe immer unwillkürlich umschaute, als finde man den Wagen nicht, er schien auf irgendeine Art auch unter Lala und ihrer Schönheit zu leiden, was die Sache mit dem Nackt-Sehen wieder okay sein ließ. Natürlich trotzdem ein Arsch, dieser Jimo, aber eben einer von der guten Sorte. Irgendwie war er im Migrationsstrom aus Bonn nach Berlin geraten, er wohnte eigentlich immer mit Paul zusammen, den er auf eine sehr rührende Art sehr liebte und zu einem Mann mit Haltung zu machen versuchte, bis dann Paul mit der wunderbaren Greta zusammenzog und einen Beruf hatte und einen Steuerberater, während Jimo noch immer die

Miete mit abartigen Jobs bestritt und hoffte, dass er endlich einen Agenten fand.

Roman erklärte mir mal, dass Alemannia Aachen schuld an unseren Persönlichkeitsstrukturen sei. Wir sind aufgewachsen mit dem Verein. Wir haben von klein auf gelernt, dass man immer wieder kurz vor dem Ziel scheitern kann. Alemannia Aachen stand unsere ganze Kindheit hindurch kurz vor dem Aufstieg in die Erste Liga und ist dann schließlich in die Dritte abgestiegen. »Wir hatten keine Chance, Indiana Jones zu werden, weil wir wie Jo Montanes geworden sind. Wir machen einfach immer weiter. Der Sinn des Lebens besteht für uns darin, sich die Schuhe anzuziehen und aufs Feld zu gehen.«

Jo Montanes hat siebzehn Jahre lang für Aachen gespielt. Er ist niemals aufgestiegen, hat alle fünfzig Spiele mal ein Tor geschossen, ist weitergerannt, den Kopf nach unten, er grätschte und schwitzte und verlor. Und stand am nächsten Samstag wieder auf dem Platz. »Monti«, riefen wir im Stadion, wir liebten den verlässlichen, nicht so richtig begabten Monti. So sollten wir jetzt also sein?

Es ist äußerst putzig, dass ausgerechnet Roman, der wie ein englischer Landadeliger aussieht und dessen Frisur jeder, den ich kenne, wegen ihres makellosen Sitzes aufrichtig bewundert, sich mit einem schwitzenden Malocher identifiziert.

Ich erkläre mir mich meistens eher über meine Eltern als über Alemannia Aachen. Die Eltern von Roman, Paul und Ben sind *das* klassische Paar schlechthin. Sie sind zusammen seit den ersten Tagen ihrer Studienzeit, er ist ein stattlicher Herr mit mittlerweile schlohweißem Haarkranz, sie ist immer noch schön (das sage ich aus größtmöglicher innerer Distanz). Gut: bei den beiden wussten wir alle, dass es längst nicht mehr so rosig lief, wie es auf der Happy-End-Hochzeit den Anschein hatte. Aber bei Roman und Mia, bei Paul und Greta, bei Ben und Julia, nicht einmal bei Jimo und Lala, die wirklich keine Heiligen sind, hätte irgendjemand erwartet, was dann geschah.



Wie ein Unfallforscher den Ablauf eines Unfalls rekonstruiert und dabei nicht das neu gekaufte Auto untersucht, sondern die Trümmer – genau so werden wir die Katastrophen, die nach dem Happy End stattfanden, analysieren: Kein Wrack ist wie das andere, und trotzdem kann man aus der vergleichenden Betrachtung Sicherheitsstandards entwickeln. Wir werden versuchen, das Einfache im Komplizierten zu entdecken.

Der Psychologe Richard J. Sternberg hat die Dreieckstheorie der Liebe entwickelt. Demnach benötigt Liebe Leidenschaft, Intimität und Verpflichtung. Der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch gibt noch ein Element hinzu und nennt als vierte Strömung, von der die Liebe erhalten wird: »tiefes Vertrauen«. Idealerweise würde sich ein Paar also sagen können:

Ich begehre dich.

Ich mag dich.

Ich möchte mit dir zusammen sein.

Ich vertraue dir.

Das kann doch nicht so schwer sein?

# No Milk Today (Tag 1)

*»Cool guys don't look at explosions*

*They blow things up and then walk away«*

ANDY SAMBERG, »COOL GUYS DON'T LOOK AT EXPLOSIONS«

»Sie hat mich entsorgt«, sagte Paul zu seinem Bruder Roman, noch außer Atem von den fünf Treppen. »Ausgetauscht.«

Roman trug nur einen Bademantel, den er vorn zusammenhielt.

»Komm rein«, sagte er.

Romans Frau Mia hatte sich in ein Tuch gewickelt und lief leise fluchend über den Flur ins Bad. Paul fragte, ob er störe. »Nein, gar nicht«, sagte Roman.

Roman klang, als meine er das auch so. Selbst im Bademantel hatte er noch dieses Richardvonweizsäckerhafte, das er schon als kleiner Junge gehabt hatte. Paul dagegen wirkte noch zerfluster als sowieso immer.

Außer Atem sah man Paul sonst ausgesprochen selten. Er war immer schon sehr geschickt darin gewesen, sein Leben um sein Bett herum anzuordnen. Als wir noch alle in Bonn wohnten, gab er mir einen Schlüssel zu seiner Wohnung, damit er nicht aufstehen musste, um mich reinzulassen. Alles, was er für den Tag brauchte, platzierte er so, dass es schlimmstenfalls eine Armlänge entfernt lag. Zigaretten, Schokolade, Zeitung, Cola. Man könnte sagen, dass sein gesamter Ehrgeiz darin bestand, möglichst lange liegen bleiben zu können.

Nach einem gerade noch bestandenen juristischen Staatsexamen, das allgemein als »Das Wunder von Bonn« bezeichnet wurde, zog er zu Greta

nach Berlin. Er hatte sie auf dem Kölner Ringfest bei einer Tamponpromotion kennengelernt.

Mit Greta kam er der Umsetzung seines Plans recht nahe: Er verbrachte nun fast sein ganzes Leben im Bett. Sie wurde für ihn eine Art mentale Windel, ein Rundum-sorglos-Paket aus Nestwärme, zärtlichen Rüffeln und Anschubsern. Sie war verantwortlich für das Wunder von Bonn, Paul war sich dessen durchaus bewusst. Ohne sie wäre er noch immer ein Jurastudent gewesen, der den ganzen Tag im Bett verbrachte. Mit ihr war er ein Anwalt, der den ganzen Tag im Bett verbrachte.

Paul stand nun also vor Roman und sah aus wie ein Bootsflüchtling. Paul fürchtete sich vor Durst. Er hatte einmal gelesen, dass es schon zu spät sei, wenn man den Durst erst einmal hatte, man müsse rechtzeitig trinken. Diese harmlose Information aus der Verbraucherbeilage einer überregionalen Tageszeitung trug er mit sich herum wie ein dunkles Geheimnis. In seiner Gegenwart reichte es nicht aus, die Durstlöschung zu einem späteren Zeitpunkt in Aussicht zu stellen. Sagte Jimo, sein bester Freund, er habe Durst, müsse aber zunächst noch etwas erledigen, blaffte Paul ihn an: »Dann ist es schon zu spät!«

Die Furcht vor dem Durst war nicht Pauls hervorstechendste Eigenschaft, es war nur so, dass er dadurch niemals einen guten ersten Eindruck hinterließ. Wo immer Paul hinkam, kam er verschwitzt an. Er war eben eher ein Sitzler oder Lieger, zudem ein Trödler, und so musste er immer sehr hetzen, um innerhalb der Verspätungstoleranzgrenze an sein Ziel zu gelangen. Weil nun ein sich beeilender Sitzler nahezu unweigerlich auch ein heftig tropfender Schwitzer wird, litt Paul also infolge seiner Reisetätigkeit zumeist an feuchtem Nacken, angeweichtem Hemd und nasser Stirn. Und das bedeutete: Wassermangel. Er stieß die Wartenden zur Seite, stürzte zur Toilette und hängte sich unter den Wasserhahn. Auf Paul zu warten war, wie an einer Oase mit einem Kamel verabredet zu sein.

Jetzt hatte Paul es zwar nicht eilig gehabt, aber die vielen Treppen hatten ihm trotzdem zugesetzt.

»Cola?«, fragte Roman, und Paul sagte: »Besser nicht.«

Etwa fünfzehn Stunden zuvor, es musste zwischen vier und fünf Uhr morgens gewesen sein, hatte Paul beschlossen, sich auf LSD einen runterzuholen. Er war, auch wenn alle das glaubten, eher kein Drogentyp, ab und an kiffte er auf Parties, aber ansonsten fühlte er sich auch drogenfrei schon unbrauchbar genug.

Björn, ein alter Studienfreund, den alle Bart nannten, weil er mal Bartträger gewesen war, hatte aus Amsterdam etwas mitgebracht, das er LSD nannte. Nach einigen erstaunlichen Erlebnissen in einer riesigen Proletendisco und an der Spree hatte Bart ihn wieder zu Hause abgesetzt.

Seine Freundin Greta war bei ihren Eltern und Paul allein auf LSD. Bei Gretas Handy ging nur die Mailbox dran, auf dem Festnetz konnte er nachts nicht anrufen, weil ihn Gretas Eltern sowieso hassten. Hm, allein auf LSD. Das Einzige, was Paul über LSD wusste, war, dass man hängen bleiben konnte. Er stellte sich vor den Spiegel und leuchtete mit der Schreibtischlampe in seine Augen. Seine Pupillen waren riesig.

Ab wann man wohl hängen geblieben war? Besorgt rief er Jimo an, seinen besten Freund. Auf Jimos Handy meldete sich ein unbekannter Mann, der es wahnsinnig komisch fand, dass Paul Jimo suchte. »Also, Liebelein, das fragen wir uns alle. Wo ist Jimo?« Paul legte auf, ein kurzer Blick in den Spiegel. Pupillen: riesig.

Dann also der Entschluss zur Masturbation. Im fünften Anlauf gelang es ihm, den Computer einzuschalten und sich ein *Girls-Gone-Wild*-Video runterzuladen. Die meisten, die Paul nur oberflächlich kannten, hätten nun gesagt: »Typisch Paul.« (Leute, die so faul sind wie Paul, stehen oft in dem Ruf, allerlei Lastern anzuhängen.) Wenn Paul aber schon kein Drogentyp war, dann erst recht kein Pornotyp. Er mochte Körperkontakt. Seitdem er das erste Mal Sex gehabt hatte, liebte er den Moment, in dem klar wurde, dass es jetzt losgehen würde, das Mädchen nackt im Bett lag und er sich auf sie legte. Er mochte die Umarmung, ihre Brüste an seinem Brustkorb, seine Hände an ihrem Hintern.

Wenn sich in einer Fernsehsendung jemand über Kuschel- oder Blümchensex beklagte, zuckte Paul leicht zusammen, denn er hatte sich im

Verdacht, genau das zu praktizieren: Kuschelsex, Bumsen als Gemeinschaftserlebnis.

Nun aber mit diesem Spitzenprodukt holländischer Drogendesigner im Blut, dachte er, Porno könne virtueller Sex sein, das honigfarbene Haar der Spring-Break-Mädchen in dieser Scripted-Reality-Porno-Show würde duften, ihre Schokoladenhaut sich zart an seinen Bauch schmiegen, ihr Lachen wie ein Gebirgsbach plätschern. Stattdessen durchschaute Paul allzu klar, dass in dem Filmchen keine wirklichen High-School-Absolventinnen herumsprangen, die aus Freude an der Nacktheit ihre Brüste entblößten. Sein Schwanz blieb weich, so sehr er auch an ihm herumdrehte, alles, was er sah, waren orangefarbene Fingernägel und billiger Schmuck, kleine Schmetterlingspiercings in solarierten Bauchnabeln, Knasttattoos und dumme Augen.

Er versuchte es mit den schwermütigen Russinnen auf der Homepage des russischen Fotografen Grigori Galitsin. Es regte sich etwas. Ewigkeiten vertiefte er sich in die Achselhöhlen tadschikischer Ballerinen, war verzaubert von den dichten Schamhaaren einer Kasachin, die auf ihrem Profil in der Rubrik *Hobbys* Violine, Schachspiel und Taekwondo angegeben hatte. Er sah butterblonden Zwillingen bei Tanzübungen zu und ejakulierte schließlich im hohen Bogen beim Anblick eines Ladebalkens. Er hatte es geschafft, beim Onanieren zu früh zu kommen. Sein Herz schlug zu laut und zu schnell. Er schaute auf die Uhr. Halb acht. Jetzt konnte er Greta anrufen (und – wow! er konnte auch ziemlich lange onanieren!). Wieder die Mailbox.

Schließlich rief er doch auf dem Festnetzanschluss der Ulmenthals an. Die unendlich müde Stimme von Gretas Mutter. Er sagte, dass er er sei, und fragte: »Ist Greta schon wach?« – »Paul?« – »Ja, Guten Morgen, hier ist Paul.« – »Woher soll denn ich wissen, ob Greta schon wach ist?« Während er versuchte, Frau Ulmenthal zu erklären, dass Greta oben in der Ulmenthal-Villa in ihrem alten Kinderzimmer liegen müsse, und Frau Ulmenthal ihm parallel dazu klarzumachen versuchte, dass das nicht der Fall war, passierte genau das, was im Zusammenhang mit solchen Situationen meist bloß metaphorisch beschrieben wird. Der Boden schwankte unter seinen Füßen

und verschwand schließlich ganz. Paul hing über einem Abgrund, nur der Telefonhörer gab ihm noch Halt.

Greta war wirklich nicht da. Greta hatte überhaupt nicht bei ihren Eltern übernachtet. Greta hatte gelogen.

Er konnte den Hörer nicht auflegen, obwohl Frau Ulmenthal längst wieder ins Bett gegangen war. Er rief bei Gretas drei besten Freundinnen an. Dreimal der Anrufbeantworter.

»Bestimmt ist sie bei einer von den dreien, sie hat sich halt kurzfristig umentschieden, alles ganz harmlos, nimm eine Schachtel Aspirin, leg dich schlafen. Und wenn du aufwachst, dann ist alles wieder gut«, sagte er zu sich, aber er hörte sich nicht recht zu. Greta hatte gelogen. Er war allein. Und das LSD hörte nicht auf zu wirken.

Er rief Roman an und beschwor ihn, alles stehen und liegen zu lassen, egal, woran er gerade arbeite. Notfall. Super-GAU. Der Untergang. Roman versprach, ihn in einer Stunde wieder anzurufen. Er solle Milch trinken, das habe Hoffmann auch gemacht bei seinem ersten LSD-Selbstversuch. »Aber Milch bringt doch Greta nicht zurück.«

Als Paul aufgelegt hatte, bekam er »No Milk Today« nicht mehr aus dem Ohr.

Er überlegte, zu seiner Hausärztin zu gehen, aber er erinnerte sich an einen Artikel über ein Super-LSD, dessen Wirkung durch die Medikamente, die man beim Arzt bekommt, verstärkt wurde.

»No milk today. My Love has gone away.«

Das Telefon. Roman sagte, er habe einen Termin verschoben und werde jetzt gleich vorbeikommen. Paul stellte sich die nächste Viertelstunde an die Tür, um rechtzeitig öffnen zu können. Unterdessen sprach er fünfzehn Mal auf Gretas Mailbox. »Hey Greta, na! Gut geschlafen? Meld dich mal.« – »Greta, du bist gar nicht bei deinen Eltern. Wo bist du denn dann?« – »Greta, mir geht es nicht so gut, bitte ruf an!« – »Greta, wenn du das hörst, also das ist kein Problem, dass du nicht bei deinen Eltern bist, ruf einfach an, dann bewerbe ich mich auch, wo du willst.«

Roman hatte ihm einen Schlaftee besorgt. Er bereitete ihn Paul zu. Paul zitterte, Roman machte ihm eine Wärmflasche.

»Greta liebt dich doch, das ist nur ein blödes Missverständnis.« – »Greta war zuletzt nicht mehr so richtig zufrieden, glaube ich.« – »Du siehst Gespenster.«

Durch das zweite Staatsexamen hatte Greta Paul in Berlin genauso durchmanövriert wie durch das erste, sie hatte ihm anschließend Stellenanzeigen rausgesucht und ihm für jedes Bewerbungsgespräch so etwas wie eine vorzeigbare Frisur arrangiert, und all ihre Mühen hatten Früchte getragen: Er bekam eine richtige Stelle in einem richtigen Unternehmen mit richtigem Gehalt und richtigen Urlaubstagen.

Aber dann schmiss er kurz nach der Hochzeit von Mia und Roman hin und ersetzte seine richtige Stelle durch einen Schreibtisch in ihrer gemeinsamen Wohnung (vom Bett nur zehn Meter Luftlinie entfernt) und zweieinhalb Mandanten, von denen zwei seine Brüder Roman und Ben waren, die nie Rechtsstreitigkeiten hatten. Greta wäre auf breites Verständnis gestoßen, wenn sie Paul zu diesem Zeitpunkt verlassen hätte. Doch sie hängte unten an ihren Hauseingang ein Messingschild, das sie besorgt hatte, auf dem stand: »Rechtsanwalt Paul Klinghofer«. Und Paul fand einen Weg für sich. Sein einnehmendes Gesicht, seine ruhige Art und sein diplomatisches Geschick, das er an zahllosen Abenden, an denen er das Schweigen zwischen seinen Eltern durch vorsichtigen Humoreinsatz für kurze Zeit hatte unterbrechen müssen, machten ihn zu einem richtig guten Mediator.

Innerhalb eines Jahres brachte er es auf gerade so viele Klienten, dass er nicht schlecht verdiente und dennoch nicht dauernd das Bett verlassen musste. Es war alles perfekt.

Paul trank einen Schluck von dem Schlaftee und schaute Roman vorwurfsvoll an. Dann las Roman ihm aus seinen Akten vor, bis Paul einschlief.

Gegen achtzehn Uhr wurde Paul wach. Roman war weg. Paul ging aufs Klo. Das Telefon klingelte.

Den Zusammenhang zwischen Stuhlgang und Telefon haben schon viele Humoristen, Satiriker und Philosophen zu ergründen versucht, und doch kann niemand erklären, warum die wichtigsten Anrufe immer dann eingehen, wenn man gerade auf dem Klo sitzt.

Greta klang fremd. An den genauen Wortlaut des Gesprächs kann Paul sich heute nicht mehr erinnern. Es war kein Missverständnis. Es tat ihr wahnsinnig leid, dass er es so ... Paul erinnerte sich noch, dass sie diesen Satz nicht zu Ende gesprochen hatte. Wozu auch. Die Aussichtslosigkeit. Sein Paulsein. Der ganze Streit. Und ja, ein anderer. Nein, natürlich nicht: betrogen. Nur eben: besser für sie jetzt. Und bestimmt das Beste für sie beide. Und dann, recht übergangslos: der praktische Teil. Die Wohnung könne er sich sowieso nicht allein leisten, sie dagegen schon. Sie wäre sehr dankbar, wenn er irgendwo anders unterkommen könnte. Wenn er ihre Entscheidung, wenn er *sie* ernst nähme, würde er nicht mehr in der Wohnung sein, wenn sie käme. Warum er überhaupt so oft angerufen habe und vor allem: bei ihren Eltern? LSD? Ach, Paul.

Als sie sich nach von langem Schweigen unterbrochenen Stammeln verabschiedeten, war er nicht einmal richtig traurig. Er zog die Hose hoch, raffte ein paar Sachen zusammen, Zahnbürste, ein paar Unterhosen und zwei T-Shirts. Kurz dachte er, dass das doch Quatsch sei, dass er hier bleiben und um sie kämpfen sollte. Dann nahm er die Sachen und fuhr zu Roman und Mia.

Für die 5-Minuten-Strecke brauchte er eine halbe Stunde, weil Paul die Fähigkeit eingebüßt hatte, links abzubiegen. Er fuhr so lange, bis er etwas wiedererkannte. Natürlich fand er zunächst keinen Parkplatz, alle Lücken waren zu klein, auch die großen. Schließlich stellte er den Wagen unter ein Parkverbotsschild.

Er schaute in den Außenspiegel eines *Nissan Micra*. Seine Pupillen waren immer noch so groß wie die von Mickey Mouse. Ein junger Mann, der genauso aussah wie Paul vor acht Jahren, verscheuchte ihn von seinem Wagen. Ratlos stolperte Paul davon, drehte sich noch einmal um, aber der junge Mann saß schon im *Micra*, und Paul konnte ihn nicht mehr genau genug erkennen. Doppelgängersichtung ist ein sicheres Anzeichen für einen



bevorstehenden epileptischen Anfall. Der wäre Paul jetzt allerdings sehr recht gekommen. Dann müsste Greta. Dann würde Greta doch. Dann hätte Greta doch die verdammte Pflicht. Lieben müsste sie ihn dann bis an das Ende ihrer Tage.

Er stand ein paar Minuten einfach so auf dem Gehweg und war froh, in einer Stadt zu leben, in der Irre nicht auffallen. Er atmete vorsichtig und möglichst regelmäßig, immer auch mit dem Bauch. Endlich fühlte er sich bereit weiterzugehen und stand kurz darauf vor dem Haus, in dem Roman wohnte. Auf dem Klingelschild stand *R. und M. Klinghofer-Dumitrescu*. Er drückte die Klingel, und um garantiert gehört zu werden, drückte er sofort noch einmal. Der Türöffner surrte eine Ewigkeit nicht, er klingelte dringlicher. *Je sonne. Personne. Je resonne. Re-Personne*. Er summt diese Nabokov-Zeile, bis sie in den beruhigenden Klang des Öffners überging.

# 67 Tage plus

*»Das Problem mit der Liebe ist folgendes: Sie ist sowohl eine Krankheit als auch ein Heilmittel, und man weiß nie, welches von beiden man erwischt.«*

STEVE TESICH, »EIN LETZTER SOMMER«

Roman hätte nicht sagen können, warum er nicht mehr mit Mia schlief, aber Mia schaute Roman seit einiger Zeit so an, als wüsste er etwas und würde sie bloß nicht einweihen.

67 Tage hatten sie jetzt nicht mehr miteinander geschlafen. Roman wusste, dass Mia das wusste, und er ahnte, dass sie wusste, dass er es wusste, schließlich hatte er nach etwa einem Monat mal eine Art Witz über die Situation gemacht (in einem Tierfilm war es um eine sexfaule Beuteltierart gegangen, die der Berliner Zoo vergeblich fortzupflanzen versuchte, und er hatte gesagt, so wie den Beuteltieren gehe es in Berlin doch allen), und sie hatte ihn angeschaut, wie man Leute anschaute, die am 12. September 2001 Wolkenkratzerwitze machten: Zu früh, echt jetzt, reiß dich mal zusammen.

Also taten sie beide tapfer so, als wäre nichts, hielten Sexszenen im Kino stur aus, ignorierten die Stellungstippsbücherwand bei Hugendubel, gratulierten etwas zu überschwänglich zu Befruchtungserfolgen im Bekanntenkreis und liefen im Bad nackt voreinander herum wie Adam und Eva, ehe diese Scham und Verlangen kannten.

Sie hatten immer mal wieder solche Phasen gehabt, aber nie so lange. Und es war auch nicht so, dass sie 67 Tage zuvor an einer zweiwöchigen Orgie teilgenommen hätten, von der sie sich jetzt erholen mussten. Wenn sie ihn nun so anschaute, als würde er ihr den Grund dafür, dass nichts mehr lief, vorenthalten, bekam er nicht nur ein schlechtes Gewissen, er wurde auch

wütend. Schließlich hatte sie angefangen. Immer war er derjenige gewesen, der die Initiative ergreifen musste. Das war ihm erst nach ein paar Jahren aufgefallen, aber seit es ihm aufgefallen war, gab es etwas in ihm, das sie dafür hasste. Nein; Roman war zu Hass natürlich gar nicht fähig. Er fand es gemein. Es war, als hätten alle Kinder eine Burger-King-Krone bekommen und er nicht. Alle wurden verführt, bezirzt, bekamen Blowjob unterm Schreibtisch und Stripteasevorführungen, sehnsüchtige Kurzbotschaften und Zettelchen am Badezimmerspiegel mit Geschlechtsverkehrsbegehren – nur Roman nicht.

Er wusste, dass Mia ihn nicht so ansah, wie sie ihn ansah, weil sie wollte, dass er wie immer die Initiative ergriff. Sie sah ihn nicht so an, weil sie scharf war. Sie sah ihn so an, weil er sie schwängern sollte.

Roman konnte sich nicht daran erinnern, irgendwann einmal ein Gespräch mit Mia gehabt zu haben, in dem davon die Rede gewesen war, dass sie Kinder bekommen wollten. Es stand einfach auf einmal fest. Schließlich waren sie ja verheiratet, wobei sich allerdings jeder gewundert hatte, dass sie ohne Not diesen Schritt getan hatten. Steuerlich lohnte es sich kaum, und eine romantische Geste von dieser Größe hätte Roman eigentlich niemand zugetraut.

Und doch musste es das gewesen sein: eine romantische Geste, ein Zeichen für seine Zuneigung. Eine Schnapsidee, wie er selbst manchmal fand.

Auf einmal standen also Kinder auf dem Plan, zunächst einmal eins. Und Roman, der sonst ein halbes Jahr vor dem Urlaub die Hotel-Bewertungen im Internet studierte, Roman, der nie von etwas überrascht war, weil er immer schon einen Plan hatte, Roman hatte an diesem Plan niemals mitgewirkt. Er war nicht prinzipiell gegen Kinder, das hätte er ihr ja sagen können. Es mangelte ihm nur völlig an Vorstellungskraft, wie er mit Mia ein Kind bekommen und aufziehen sollte, er hätte es plausibler gefunden, auf dem Balkon einen kleinen Außerirdischen zu finden und ihn zu adoptieren. Ein Kind mit Mia, das wäre auf eine Weise endgültig, für die er sich nicht gewappnet fühlte. Ein Kind wäre mehr gewesen als nur eine Geste.

Seit einem Jahr nahm Mia die Pille nicht mehr, er hatte es eher zufällig erfahren, als er in die Apotheke musste, um sich ein duschfestes Pflaster zu kaufen, und schon halb aus der Tür gewesen war und gefragt hatte: »Brauchst du eine neue Pillenpackung? Du warst doch gestern beim Frauenarzt?« Und sie hatte geantwortet: »Ich nehme die Pille nicht mehr.« Erst als er in der Apotheke stand, hatte er begriffen, was das bedeutete.

Wenn sie seitdem Sex hatten, drückte Mia seinen Hintern ganz fest an sich, wenn er kam, und er lächelte sie dabei an. Aber es passierte nichts. Es passierte sogar weniger, als man hätte annehmen können. Mia bekam ihre Tage nicht, aber schwanger war sie trotzdem nicht. Es stellte sich heraus, dass sie eine Unterfunktion der Schilddrüse hatte. »Ab jetzt ist sie darauf angewiesen, dass die Zivilisation fortbesteht, damit immer Tabletten da sind«, hatte Roman gedacht, während der Arzt ihr erklärte, was das nun bedeute und welche Medikamente sie zu nehmen habe. Er stellte sich vor, wie er zwischen Autowracks und schlingpflanzenüberwucherten Hochhäusern alte, unbenutzte Hormonersatztabletten suchte. Auf die Zivilisation hatte Roman nie setzen wollen.

Der gesunde Mensch muss sich nicht mit Hormonkaskaden auseinandersetzen, und jeder, der das nicht tun muss, sollte sich morgens im Badezimmerspiegel dazu gratulieren. Manche Menschen gehen ihr ganzes Leben vollkommen unbeschwert davon aus, ein Ei würde Monat für Monat einfach so heranreifen und dann in aller Seelenruhe einige Tage lang auf Sperma warten. Nichts könnte weiter von der Wirklichkeit entfernt sein.

Roman hat mir einmal in der Halbzeitpause eines EM-Qualifikationsspiels ein paar Sätze aus dem Wikipedia-Eintrag »Follikelsprung« vorgetragen.

»Die Auswahl des dominanten Follikels beruht auf einem negativen Rückkopplungsprozess. Die durch die Follikel produzierten Estrogene (hauptsächlich Estradiol) hemmen die Ausschüttung von FSH aus der Hirnanhangsdrüse. Der am weitesten gereifte Follikel zeichnet sich durch eine höhere Empfindlichkeit seiner Rezeptoren gegenüber FSH aus. Er schüttet zudem das Hormon Inhibin aus, das ebenfalls die FSH-Produktion der Hirnanhangsdrüse hemmt.«

Roman hatte derartige Sätze während des vergangenen Jahres so oft gelesen, dass er sie aufs Wort genau zitieren konnte (wobei er die Klammern durch eine erklärende Geste symbolisierte). Der Eisprung hatte als Gesprächsthema nach und nach alle anderen Themengebiete, über die Mia und Roman sich sonst unterhielten, verdrängt. Der Eisprung war wichtiger als Fukushima, als Vorratsdatenspeicherung, Nachhaltigkeit oder Gesundheitspolitik.

»Das Allerschlimmste am ganzen Schwangerwerdenwollen sind die Kinderwunschforen im Internet. Es ist, als hätte sich die Evolution was dabei gedacht, wenn sie Leute keine Kinder kriegen lässt«, sagte Roman. »Samen heißen dort ›Spermis‹, Sex heißt ›herzeln‹ und der Partner entweder ›Männer‹ oder ›Schatzi‹ oder ›der Meinige‹. Die herzeln also pünktlich mit ihrem Männer zum vorgegebenen Zeitpunkt, ist auch ganz schön, aber irgendwie auch viel Druck, weil die Spermis ja an den richtigen Ort müssen, und so ist der Pieps vom Männer dann ned so gaaaaanz hart. Dann schreiben diese Spatzenhirne JEDES MAL einen Zwinkersmiley dahinter oder ein G mit Sternchen. Weißt du, was das heißt? Grins! Warum schreiben die, dass ihr Mann keinen hochkriegt, und dann ›grins‹? Und wie kürzen die wohl Schwangerschaft ab? – Und die kürzen es übrigens IMMER ab, weil sie ja den ganzen Tag nur darüber reden und das Wort sonst tausendmal am Tag schreiben müssten. – Sie schreiben statt Schwangerschaft SS. SS!«

Manchmal saß Roman auf der Toilette und murmelte Eisprung – Eisprung – Eisprung, bis das Wort seine Bedeutung verlor und wie Bunga-Bunga-Party oder Omelette klang. Es konnte passieren, dass er, wenn er sich danach abwischte und etwas Blut am Klopapier hatte, für den Bruchteil einer Sekunde erleichtert war.

Nachdem Roman seinem kleinen Bruder vorgelesen hatte und Paul endlich eingeschlafen war, schrieb er ihm einen Zettel: »Sollte es wider Erwarten nötig sein, dann komm zu uns. Nimm eine Zahnbürste mit!« Er legte den Zettel im Bad auf den Toilettensitz und fuhr ins Ministerium.

Roman konnte sich nicht auf die Akten konzentrieren. Mias Frauenärztin hatte dazu geraten, einen Experten für Kinderlosigkeit zurate zu ziehen.

Roman und Mia waren jetzt also Patienten einer Kinderwunschklinik. Sie waren zunächst ausgiebig untersucht worden, gestern hatten sie ihre Testergebnisse präsentiert bekommen.

Im Wartezimmer einer Kinderwunschklinik zu sitzen erfordert eine gewisse innere Balance, über die Roman nicht jederzeit verfügt. (Übrigens war mein allererster Gedanke, als Mia erzählte, dass Roman und sie ein Kind wollten, der an eine Rundmail, in der Roman nach einem Besuch bei Bekannten über deren Baby geschrieben hatte: »Das Unbehagliche an Babypräsentationen ist bekanntlich, dass man niemals Kritik am Erscheinungsbild des Säugers äußern darf. ›Huch, das ist aber kein besonders gelungenes Exemplar‹ oder ›Ich dachte, die wären alle süß‹ sind Sätze, die den Druck der durch Gedanken an Überbevölkerung und Lärmbelästigung befangenen, ja beklemmenden Stimmung mindern könnten. Ich schlage den Sag-fremden-Babys-was-du-über-sie-denkst-Tag vor.« Er wäre nicht Roman gewesen, hätte er nicht aus Schusseligkeit die Mail auch gerade an diese Bekannten geschickt – wie kann jemand zugleich ein so vorausschauender Planer und so ein gigantischer Trampel sein?)

Er hatte versucht, den anderen Paaren nicht in die Augen zu schauen. Wenn man ohne Verhütungsmittel ein Jahr lang (minus 67 Tage) miteinander geschlafen hat, ohne ein Kind zu zeugen, sprechen Mediziner von Unfruchtbarkeit. Verdorrte Felder, Bäume ohne Triebe. Die Pflanzen im Wartezimmer hätten nicht grün sein dürfen. Durch das Glas des Aquariums starrte ihn ein blauer Fisch an. Er war etwa fünfmal so groß wie alle anderen Fische im Aquarium und der Einzige seiner Art. »Wir werden uns beide nicht fortpflanzen«, dachte Roman.

Die Ärztin hatte schon alles gesehen, wahrscheinlich hatte sie in jüngeren Jahren den General in einem Kubrick-Film gespielt. Ihre Taktik war, erst alle Hoffnung zu zerstören und die armen Hunde, die ihre Kunden waren, dann langsam wieder anzufüttern. Am Ende würden sie alle bereitwillig Unsummen zahlen für die Aussicht auf ein Wunschkind.

An Romans Sperma lag es nicht, die Generalin ging die Werte kurz durch, nicht überragend, unterer Durchschnitt, aber damit könne man schon etwas anfangen. Roman hätte gern eine zweite Chance gehabt, er hatte sich beim

Ejakulieren nicht in Form gefühlt. Er hatte beim Onanieren an seine türkische Exfreundin gedacht, hatte mit ihr gemacht, was er damals alles zu tun versäumt hatte, aber trotz der vier Tage Abstinenz zuvor waren es gerade einmal zwei Milliliter geworden. Mias Blutwerte waren auch gar nicht so schlecht. Das Thyroxin für die Schilddrüse hatte endlich gewirkt, die anderen Hormone schienen sich eingependelt zu haben. »Das sind ganz normale Werte für den dreizehnten Tag des Zyklus, schauen wir doch noch einmal nach.«

Nachdem Mia hinter einem kleinen Vorhang ihre Hose ausgezogen hatte, untersuchte die Generalin sie. Auf dem Bildschirm des Ultraschallgeräts sah man einen Follikel, der es auf 16 Millimeter brachte. »Hui«, sagte Roman.

»Ich würde Ihnen empfehlen, in den nächsten Tagen ihre Partnerschaft zu aktivieren«, sagte die Generalin. »Es könnte sein, dass Sie einen Eisprung haben werden.«

Auf der Rückfahrt war Mia ausgelassen wie ein kleines Kind. »Das ist ein echter Vorführeffekt«, sagte Roman. »Kaum gehen wir zum Arzt, springt das Ei!« Mia klatschte in die Hände und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. »Jetzt müssen wir nur noch unsere Partnerschaft aktivieren!«

Roman löschte ein paar Sätze, die er in den Computer getippt hatte. Heute Abend würden sie die Partnerschaft aktivieren. Nach über 67 Tagen. Und dann würde Mia schwanger werden, und dann wäre er Vater. »Sie will keinen Sex, aber ein Kind, ich will kein Kind, aber Sex«, dachte er. »Nur nicht dieses Jahr.« Er starrte auf die Eingabemarkierung. Dann klickte er »Löschen widerrufen«, las die Sätze noch einmal durch und löschte sie endgültig.

Als er am Abend nach Hause kam, lief Stan Getz. Aktivierungsmusik. Er rief ihren Namen, legte seine Tasche ab und ging ins Schlafzimmer.

Mia lag auf dem Bett, nackt bis auf halterlose Strümpfe. Auf dem Nachttisch lag ein Vibrator von einschüchternder Größe, daneben stand ein Fläschchen mit Massageöl. Sie hatte die Initiative ergriffen.

Roman zog seinen Mantel aus.

Wenn ein Paar 67 Tage nicht mehr miteinander geschlafen und dabei die ganze Zeit miteinander verbracht hat, dann merkt es, dass Sex nicht wie Radfahren ist. Roman setzte sich auf die Bettkante und streichelte über die Strümpfe, Mia lächelte und lächelte und hörte gar nicht auf zu lächeln.

»Komm, zieh dich aus«, sagte sie.

Roman knöpfte sein Hemd auf, hängte es über den Stuhl, legte seine Hose dazu, streifte die Unterhose ab und setzte sich wieder auf die Bettkante. »Ich liebe dich«, sagte er.

Dann klingelte es Sturm.

## Ich weiß es doch auch nicht

*»I keep shifting the pieces of the relationship through my mind, and, and examining my life and trying to figure out where did the screw-up come. You know, and, and a year ago we were, in love, you know.«*

WOODY ALLEN IN »DER STADTNEUROTIKER«

Die Kolumne und mein erstes Buch hatten den Effekt, dass mich Leute um Rat fragten, die vorher nie auf die Idee gekommen wären, mich um Hilfe in Beziehungsdingen zu bitten. Natürlich hatte ich bei Roman und Paul das meiste aus allernächster Nähe mitbekommen, aber wir hatten nie groß darüber gesprochen. Wenn einer von uns unglücklich verliebt war, dann lenkten wir uns halt ab, schauten Videos oder MTV, kiffen oder klopfen uns feste auf den Rücken.

Entsprechend erstaunt war ich, dass Paul und Roman mich innerhalb weniger Tage anriefen und mir ihre Situation schilderten.

Das Gespräch mit Paul war recht kurz, er kam schnell zum Punkt, war aber ziemlich unentschlossen bei der Frage, wobei ich ihm denn genau helfen sollte.

Greta zurückzubekommen? Mit dem Schmerz zurechtkommen? Keins von beidem?

Er wusste es nicht so recht. Ich selbst war völlig überrascht davon, dass Greta weg war. Es gab immerhin acht Dinge, mit denen Paul Greta immer



zum Lachen bringen konnte. Auf der Hochzeit von Roman und Mia hatte er das vorgeführt, es waren lauter völlig alberne Kleinigkeiten, die sich im Laufe der Zeit zwischen den beiden eingespielt hatten, es wäre jetzt wirklich nicht komisch, die nachzuerzählen (na gut: eins der acht Dinge ist, dass Paul in ein ausgeschaltetes Handy spricht, ein anderes, dass er deutsche Wörter Englisch ausspricht – ich sagte ja, dass es nicht komisch ist). Aber Greta schmiss sich völlig weg. Sie litt, sie kämpfte, und doch war sie bei jedem der acht Dinge vollkommen wehrlos, und wenn er im Laufe der Nacht noch einmal von vorn anfang, prustete sie augenblicklich wieder los.

Heißt es nicht immer, dass Humor der Treibstoff ist, mit dem jede Beziehung fährt? Mit den acht Dingen im Gepäck hätten die beiden bis zum Mond fliegen können. Und jetzt sah es so aus, als ob noch nicht einmal die Nummer 8, der unangefochtene Top-zum-Lachen-Bringer, noch helfen würde: Blitzausziehen.

Wir redeten ein wenig in immer kürzer werdenden Sätzen, und ich glaube, wir legten beide mit einem Schulterzucken auf. Am Abend dann rief Paul noch einmal an und sagte: »Ich weiß jetzt, was ich will. Ich will Greta zurück. Und du, mein lieber Herr Experte, kannst mir dabei helfen.«

»Und was ist mit dem Typ?«, fragte ich.

»Ach ja, der Typ. Du, ich muss vielleicht noch mal nachdenken.«

Wir legten wieder auf, dieses Mal mit einem entschlosseneren Schulterzucken.

Drei Telefonate später stand fest: Ich sollte Paul helfen, Geta zurückzubekommen. Er versprach im Gegenzug totale Transparenz. Es galt das Prinzip der ärztlichen Schweigepflicht (Gott sei Dank habe ich später eine Wette gewonnen, weswegen ich alles verwenden darf). Für meine Informationen über Geta beschäftigte ich drei Spione, denen ich an dieser Stelle sehr danken möchte. Herzlichen Dank auch an Mark Zuckerberg, den Gründer von Facebook, ohne den Stalken einfach nicht dasselbe wäre.

Roman dagegen redete endlos um den heißen Brei herum. Bin Laden, die Autorität unserer Putzfrau (er hatte mir seine empfohlen, vermutlich aus dem einzigen Grund, dass wir dann gemeinsam unter ihr zu leiden hätten), Jürgen Klopp. Alles oft geprobte Themen, die wir routiniert abwickelten.

Bis er schließlich abbog und über meine Kolumne redete. Ich hätte da doch mal so was geschrieben über Geschlechtsverkehrshäufigkeit. Es gäbe da ein Problem. Dass er und Mia nicht mehr miteinander schliefen. Das sei doch nicht normal. Nach gerade mal anderthalb Jahren Ehe. Dass sie trotzdem ein Kind wollten oder gerade deswegen nicht oder was auch immer.

Ich erzählte ihm, dass mein Lieblingstipp für Paare ein Satz von Volkmar Sigusch sei, dem Großmeister der deutschen Sexualforschung. Wörtlich geht der so: »Ich denke, ein Hauch von Perversion ist der Garant andauernder normaler Sexualisierung in Paarbeziehungen.«

Sigusch beschreibt die Lust der Perversen in »Neosexualitäten« als geradezu tollwütig, es könne vorkommen, dass die Frau eines Fußfetischisten ihn beim Anblick von schön beschuhten Füßen von der Schuhträgerin wie einen Hund wegzerren müsse. Einem Paar täte so etwas wie eine »kleine Perversion« am besten, »eine stabile, von beiden Partnern lustvoll erlebte Fetischisierung«.

Das Problem, natürlich: Wie so rasch jetzt an eine Perversion kommen? Auf einmal wurde mir klar, dass mein Lieblingsrat nicht funktionierte. Was Sigusch sagt, stimmt natürlich, aber: Wenn man so lange schon keinen Sex hat, dann teilt man ja eben gerade keine Perversion.

Dazu kommt, dass Roman der unperverseste Mensch ist, den ich kenne. Man könnte ihm bedenkenlos zwei nackte Zwanzigjährige anvertrauen, er würde brav den Blick senken, während er ihnen heiße Milch mit Honig nachschüttet.

»Ich verstehe nicht, was verheiratete Fußfetischisten mit mir zu tun haben.«

»Na, Sigusch spricht da von Lava im Blut und so. Es geht darum, dass eine Perversion in einem etwas in Wallung bringt und dass normaler Sex das eben nicht kann. Und er spricht ja auch nur von einem *Hauch* von Perversion.«

Was ich am Telefon nicht sagte: Die Basis eines gemeinsam ausgelebten Hauchs von Perversion ist natürlich nicht nichts. Man holt ja nicht auf einmal wortlos einen Gürtel raus und fängt an, seinem Partner den Hintern